

"Hier an der Laborschule war der Alltag nichts Alltägliches"

Zenke, Christian Timo [Hrsg.]; Devantié, Rainer [Hrsg.]; Freke, Nicole [Hrsg.]: *Im Alltag der Reform. Gespräche zu den Gründungs- und Anfangsjahren der Laborschule Bielefeld*. Bad Heilbrunn : Verlag Julius Klinkhardt 2024, S. 147-162. - (Impuls Laborschule; 14)



Quellenangabe/ Reference:

Lange, Lilly [interviewte Person]; Lating, Carolin [Interviewer]; Stieber, Grisca [Interviewer]; Zenke, Christian Timo [Interviewer]: "Hier an der Laborschule war der Alltag nichts Alltägliches" - In: Zenke, Christian Timo [Hrsg.]; Devantié, Rainer [Hrsg.]; Freke, Nicole [Hrsg.]: *Im Alltag der Reform. Gespräche zu den Gründungs- und Anfangsjahren der Laborschule Bielefeld*. Bad Heilbrunn : Verlag Julius Klinkhardt 2024, S. 147-162 - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-308308 - DOI: 10.25656/01:30830; 10.35468/6110-08

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-308308>

<https://doi.org/10.25656/01:30830>

in Kooperation mit / in cooperation with:



<http://www.klinkhardt.de>

Nutzungsbedingungen

Dieses Dokument steht unter folgender Creative Commons-Lizenz: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de> - Sie dürfen das Werk bzw. den Inhalt unter folgenden Bedingungen vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen: Sie müssen den Namen des Autors/Rechteinhabers in der von ihm festgelegten Weise nennen. Dieses Werk bzw. dieser Inhalt darf nicht für kommerzielle Zwecke verwendet werden und es darf nicht bearbeitet, abgewandelt oder in anderer Weise verändert werden.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

This document is published under following Creative Commons-License: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.en> - You may copy, distribute and transmit, adapt or exhibit the work in the public as long as you attribute the work in the manner specified by the author or licensor. You are not allowed to make commercial use of the work or its contents. You are not allowed to alter, transform, or change this work in any other way.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.



Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Gespräch mit Lilly Lange

„Hier an der Laborschule war der Alltag nichts Alltägliches“

*Lilly Lange (*1948) arbeitete von 1973 bis 2006 als Verwaltungsangestellte an der Laborschule Bielefeld. Im Folgenden findet sich zunächst der Wiederabdruck eines von Frau Lange im August 2006 in der Hauspostille der Laborschule veröffentlichten Rückblicks auf ihre Zeit in der Aufbaukommission, gefolgt von einem (auf eben diesen Rückblick immer wieder Bezug nehmenden) Gespräch mit Frau Lange vom 26. März 2018. Das Gespräch selbst fand in der Laborschule statt und wurde geführt von Carolin Lating, Grischa Stieber und Christian Timo Zenke.*

Ein kleiner Rückblick auf die ersten Jahre bei der Aufbaukommission Laborschule/Oberstufen-Kolleg aus Sicht einer Verwaltungsangestellten

Am 2. Januar 1973 habe ich meinen Dienst bei der damaligen Aufbaukommission Laborschule/Oberstufen-Kolleg angetreten. Die Dienststelle war in einer alten Villa in der Dornberger Straße 37 untergebracht. Ich erinnere mich noch recht gut an meinen ersten Arbeitstag. Nach der Begrüßung durch den damaligen Verwaltungsleiter zeigte er mir meinen zukünftigen Arbeitsplatz und führte mich durch die Villa. Es war noch ruhig, da die Wissenschaftlichen Mitarbeiter (kurz genannt WiMis) erst später eintrafen und nur die technisch-administrativen Mitarbeiter/innen (kurz TAMs) anwesend waren. Als Erstes musste ich eine neue Materialkartei über das Büromaterial anlegen und den Bestand eintragen. Für jeden Artikel eine neue Karte. Jeder Bleistift, jedes Radiergummi oder jeder Kugelschreiber, die bei mir abgeholt wurden, mussten von nun an in dieser Kartei vom Empfänger quittiert werden. Außerdem musste ich noch eine sogenannte „Benutzer-Nachweis-Kartei“ (BNK) anlegen. In diese Kartei wurden die „Kleingeräte“ wie Anspitzdosen, Locher, Heftapparate u. a. eingetragen, eben alles, was sich nicht verbrauchte. Die WiMis hielten von dieser Art der Verwaltung gar nichts. Diese Karteien waren für ihre Begriffe total überflüssig, da sie doch vor meinem Dienstantritt gut ohne diese auskamen. Vollends erzürnt waren sie am Nachmittag, als sie feststellen mussten, dass ich den Materialschrank zum Feierabend abgeschlossen hatte und sie sich nicht einfach daraus bedienen konnten. Doch jetzt war ich dafür verantwortlich, dass ausreichend Büromaterial vorhanden war und der tatsächliche Bestand mit dem Bestand in den Karteien

übereinstimmte. Das wurde vom Verwaltungsleiter sehr genau überprüft. Von nun an musste ich mit einem ständigen Konflikt leben: auf der einen Seite die Wünsche und Vorstellungen der WiMis, auf der anderen Seite die Vorgaben der Verwaltung, die ich erfüllen musste.

Die Arbeit mit der Materialkartei und der BNK artete mit der Schuleröffnung aus. Es musste ja eine ganz neue Schule eingerichtet und mit allen benötigten Einrichtungsgegenständen, Lehrmaterialien und Verbrauchsmaterial ausgestattet werden. Dafür wären tausende von Materialkarten nötig gewesen. Dazu stelle man sich vor, dass für jeden Artikel, für den es verschiedene Ausführungen gab, dutzende Materialkarten angelegt werden mussten. Das beste Beispiel dazu ist die Werkstatt mit dem sehr hohen Materialbedarf. Nach massiven Protesten von mir erreichten die Schulen bei der Uni-Verwaltung einen Kompromiss: Von nun an durfte das Schulverbrauchsmaterial vereinfacht mit dem Rechnungsbetrag in die Kartei eingetragen werden. Doch um die Unterschrift kamen die Lehrer nicht herum. Ganz schwierig wurde es, wenn Klein-/Geräte abgesetzt werden sollten. Bis jetzt mussten sämtliche Geräte, d. h. alle Gegenstände, die nicht dem Verbrauch unterlagen wie Bleistift oder Tafelkreide, in der BNK bis 10,00 DM oder in der Gerätekartei ab 10,00 DM erfasst werden. Selbst für die Gegenstände aus der BNK musste ein Absetzungsantrag in dreifacher Ausfertigung an die Uni-Verwaltung eingereicht werden. Die Verwaltung hatte ein sehr strenges Auge auf alle Absetzungen.

Dazu eine kleine Geschichte: Eines Tages, kurze Zeit nach der Schuleröffnung, kam eine Lehrerin aus dem NaWi-Bereich und erzählte mir, dass ihre Schreibunterlage verschwunden sei. Sie hätte schon alles vergeblich durchsucht. Aus Erfahrung wusste ich, dass es nur mit guter Begründung möglich war, diese Schreibunterlage abzusetzen. Dazu muss man wissen, dass diese Unterlagen wirklich fast nicht zu zerstören waren. Sie waren aus dickem, grünem Gummi mit einer dünnen Polsterschicht aus Schaumgummi. Ich stellte also den Antrag auf Absetzung dieser Unterlage. Prompt kam nach einigen Tagen der Anruf aus der Verwaltung. Der Sachbearbeiter fragte nach, wieso ich denn diese Unterlage absetzen wollte, er hätte seine schon seit 20 Jahren und sie sei immer noch wie neu. Um Zeit zu gewinnen, erzählte ich ihm, ich müsse dann erst noch mal mit der Lehrerin sprechen, um den genauen Sachverhalt zu erfahren. Ich würde ihn wieder anrufen.

Nun war guter Rat teuer. Da hatte ich eine Idee. Ich bat die Lehrerin um Rücksprache wegen der Absetzung. Sie kam und ich erklärte ihr die Sachlage. Dann kam meine Idee: Wenn sie auf eine alte Unterlage ein wenig Salzsäure geben würde, könnte der Verwaltung doch eine gute Begründung für die Absetzung gegeben werden. Gesagt, getan. Die Lehrerin nahm eine alte Unterlage mit. Nach ca. einer Woche kam sie wieder und brachte die Unterlage mit. Ich fiel aus allen Wolken. Die Schreibunterlage war nicht zerstört, nein sie war sauber geworden und hatte eine frischere Farbe bekommen. So ging das nicht, so eine Unterlage konnte ich

niemals absetzen. Es musste ein stärkeres Mittel her, das jetzt den entsprechenden „Erfolg“ bescherte: Schwefelsäure.

Also probierte ich es damit. Doch anstatt des erhofften „Erfolges“ erstrahlte die Schreibunterlage im neuen Glanz. Ich überlegte hin und her, wie ich eine plausible Erklärung für die Absetzung abgeben konnte. Dabei fiel mir die untere Seite mit der Schaumstoffbeschichtung auf. Wenn man diese teilweise entfernen würde, so dass die Unterlage wellig wurde, könnte die Absetzung genehmigt werden. Ich rief den Sachbearbeiter an und erklärte ihm diesen Sachverhalt. Zu meinem Erstaunen akzeptierte er diese Erklärung und ich bekam nach einigen Tagen die schriftliche Genehmigung zur Absetzung. Eine letzte Anmerkung zu dieser Geschichte: die Unterlage kostete damals etwa 7,00 DM! Inzwischen wurde der Materialnachweis ganz abgeschafft und die Wertgrenzen für die BNK und die Gerätekartei erhöht.

Es gab auch noch viele andere Geschichten, die man hier erzählen könnte. Leider habe ich es damals versäumt, ein Tagebuch zu schreiben. Doch ich hätte mir auch nie träumen lassen, wie interessant, abwechslungsreich und auch aufregend sich das Arbeitsleben in der Laborschule entwickeln würde. In der Erinnerung hat sich manch ein Ereignis oder manch eine Geschichte verwischt. Trotzdem werde ich versuchen, noch einen kleinen Einblick in die damaligen Ereignisse zu geben. Die Aufbaukommission war, wie schon erwähnt, in einer alten, großen Villa untergebracht. Der Aufenthaltsraum mit kleiner Spülküche befand sich im Keller, im Erdgeschoß war der große Sitzungssaal, der ausgiebig genutzt wurde. Die Büros waren vom Keller bis zum Dach verteilt. Während meiner Ausbildung zur Kaufmannsgehilfin hatte ich es nur mit sehr aufgeräumten, sauberen Büros zu tun. Doch hier schien in den Büros das heillose Chaos zu herrschen. Überall stapelten sich Bücher und Papiere, standen Kaffee- und Teetassen herum, in denen sich teilweise der Schimmel ausgebreitet hatte, oder sie waren kurzerhand in Aschenbecher umfunktioniert worden. Die WiMis schien das allerdings überhaupt nicht zu stören. Wie sie hier den Überblick behielten, war mir ein Rätsel, doch irgendwie schafften sie es. Auch im Aufenthaltsraum war es meistens ziemlich chaotisch. Sie erwarteten und sahen es auch fast als selbstverständlich an, dass die TAMs den Raum sauber hielten und das Geschirr spülten. Zum Unwillen der WiMis streikten wir zeitweise, so dass sie dann doch spülen mussten. Zähneknirschend begaben sie sich an die Arbeit. Es fand sich aber meistens auch eine Schreibkraft ein, die diesen geplagten Menschen dabei half, das Chaos zu beseitigen.

Zu dieser Zeit erhielten alle Mitarbeiter im öffentlichen Dienst noch einen Essenszuschuss in Höhe von 1,00 DM pro Tag vom Land NRW. Auf einem DIN-A4-Bogen waren die Marken aufgedruckt. Sie wurden für den jeweiligen Tag ausgeschnitten und galten an der Kasse als Bargeld. Damit konnten wir entweder in der Mensa der Fachhochschule an der Lampingstraße essen oder in einem Lebensmittelgeschäft einkaufen. Die Universität befand sich ja erst noch im Bau, so dass die

bereits bestehenden Fakultäten in verschiedenen Häusern in der Stadt untergebracht waren. Es gab damals an der Ecke Dornberger Straße/Wertherstraße eine sehr kleine Zweigstelle vom Feinkostladen Klötzer, das andere Geschäft war ein kleiner Laden in der August-Bebel-Straße. Die Essenmarken mussten damals bis zum Monatsende ausgegeben sein, sonst verfielen sie. Da wir nicht immer in der Mensa essen wollten, waren am Monatsende noch viele Essenmarken vorhanden. Damit sie nicht verfielen, organisierten wir dann immer den Einkauf. Zwei Mitarbeiter/innen fuhren am Vormittag zum Einkaufen. Die Ladeninhaber freuten sich einerseits, wenn wir zum Einkaufen kamen, waren aber andererseits auch ziemlich geschafft und froh, wenn wir das Geschäft wieder verließen. Es waren ja nur sehr kleine Geschäfte, heute würde man sagen, es waren Tante-Emma-Läden. Wir kauften jedes Mal den Laden fast leer, kamen doch in der Regel 50,00 bis 90,00 DM an Essenmarken zusammen und die Preise waren erheblich niedriger als heute. Waren wir dann wieder zurück, wurde schnell der Tisch gedeckt und alle anwesenden WiMis und TAMs zusammengerufen. Das Fest (Mittagessen) konnte beginnen. Es waren immer sehr ausgedehnte Mittagspausen, die sich bis in den späten Nachmittag hinzogen. Nach dem opulenten Mahl stellte sich dann wieder das Gerangel um den Spüldienst ein.

Als ich meinen Dienst antrat, war ich von der Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft der Mitarbeiter/innen sehr beeindruckt. Sie kamen mir manchmal wie große Kinder vor, die noch allerlei Schabernack miteinander trieben und sich diebisch freuten, wenn sie mal wieder jemandem einen Streich spielen konnten. Da waren z. B. Gerd S. und Gerd B.: der eine war Mathematiker, der andere Psychologe. Sie hatten ständig irgendwelche Einfälle, wie sie den anderen ärgern oder provozieren konnten. Es war nicht immer ernst gemeint, aber man wusste nie, woran man bei ihnen war. Es war im Sommer und schönes warmes Wetter. Die beiden hatten mal wieder einen Disput miteinander ausgetragen. Irgendwo hatte S. in der Villa eine tote Maus gefunden. Die legte er B. in sein unverschlossenes Auto. Das hätte er lieber nicht tun sollen. B. sann auf Rache, und die war fürchterlich. Er kaufte kurze Zeit danach bei Klötzer u. a. einen herzhaft riechenden Käse. Eigentlich wollte er ihn ja zum Frühstück auf seinem Brötchen genießen. Doch dazu kam es nicht. Der Käse „lief“ ihm schon im wahrsten Sinne davon. Da hatte B. seine Rache. Er versteckte nun seinerseits den Käse im Auto von S. so gut, dass es sehr lange, ja Tage dauerte, bis dieser den Käse fand. Stellen Sie sich vor, es war ja Sommer und sehr warm. Das Auto stand in der Sonne. Der „Duft“ vom Käse breitete sich im Auto aus und hielt sich sehr hartnäckig. Doch es war nicht nur der „Duft“, der sich ausbreitete, sondern auch „niedliche“, kleine weiße Tierchen, sprich Maden. Sie können sich sicher vorstellen, wie sich nun das Verhältnis von S. und B. abspielte.

Es gab zu jener Zeit nicht nur den Zuschuss zum Mittagessen, sondern für Betriebsfeste gab es einmal im Jahr einen Zuschuss von 20,00 DM, der dann später

erst abgesenkt und dann ganz gestrichen wurde. Dieser Zuschuss wurde dann auch ausgiebig für Feiern in der Villa genutzt. Das gesamte Erdgeschoss wurde dann für diese Feier hergerichtet. Der große Sitzungssaal wurde als Tanzsaal hergerichtet. Alle Räume wurden mit Girlanden und Lampions geschmückt. Die Lampen wurden mit buntem Papier verkleidet, so dass nun auch das Licht der Feier angepasst war. Die Stimmung auf diesen Feiern war immer toll. Wir trafen uns zum Feiern nicht nur auf den Betriebsfesten, sondern auch zu allen möglichen Anlässen. Ein Grund dafür war immer schnell gefunden.

Sie haben jetzt sicher den Eindruck gewonnen, dass in der Aufbauzeit nicht ernsthaft gearbeitet wurde. Doch diesem Eindruck muss ich widersprechen. Es wurde nur nicht wie in bestehenden Verwaltungen stur und nach vorgegebenen Arbeitsabläufen gearbeitet. Das konnte es auch nicht, sollte doch eine Schule nach einem ganz neuen Konzept entstehen. Dazu mussten neue Curricula entwickelt werden, und die konnten nur durch wissenschaftliche Forschung und Kreativität entstehen. Die Ergebnisse ihrer Forschung und Kreativität diktierten die WiMis den Schreibkräften meistens auf Band, manchmal aber auch direkt. Es gab unter den Schreibkräften auch eine Schreibmaschinenlehrerin, Christine T. Sie war beim Schreiben sehr schnell und auch fehlerfrei. Da es noch keine Computer gab, war es wichtig, dass beim Schreiben keine Fehler gemacht wurden, konnte man sie doch nur sehr mühsam korrigieren oder die ganze Seite musste noch einmal geschrieben werden. Es gab in der Aufbaukommission auch einen Professor. Der trieb die ganze Bauplanung u. a. voran. Dieser Professor konnte einfach alles, egal ob es sich um Mathematik (schwierigste Aufgaben löste er schneller im Kopf als andere mit der Rechenmaschine) handelte oder Klavierspielen oder um alle anderen Bereiche der Aufbaukommission. Er konnte auch sehr schnell mit zwei Fingern auf der Schreibmaschine schreiben. Er war ein Universalgenie. Eines Tages diktierte er Frau T. etwas direkt in die Maschine. Doch sie schrieb ihm zu langsam. Da setzte er sich selbst daran und hämmerte mit seinem „2-Finger-Suchsystem“ schneller den Text in die Maschine, als es Frau T. mit dem gelernten 10-Finger-System gekonnt hätte.

Aber auch die anderen Wissenschaftler waren sehr kreativ. Fanden sie kein Schreibpapier, schrieben sie ihre Ideen kurzerhand auf den Rand von Zeitungspapier, es wurde sogar einmal Klopapier umfunktioniert und zum Manuskript. Neben meinen Verwaltungsaufgaben sollte ich auch noch einige Schreibarbeiten übernehmen, da die Verwaltungsarbeit noch nicht so ausgedehnt war. Zu meinem Leidwesen waren die Diktate mit Fremdwörtern in Englisch und Französisch nur so gespickt. Ich hatte in der Schule keine dieser Sprachen gelernt und im Einzelhandel wurden sie damals nicht benötigt. Ich sollte also wieder einmal für Herrn N., unseren Musikwissenschaftler, etwas schreiben. Doch ich konnte es nicht. Der Text bestand fast nur aus Fremdwörtern. Verzweifelt gab ich auf. Ich ging zu ihm und sagte ihm, dass ich den Text mit diesen vielen Fremdwörtern nicht schreiben

könne. Dann fragte ich ihn, warum er denn nicht unsere deutsche Sprache benutzen würde, diese vielen Fremdwörter müssten doch nicht sein. Das würde doch kein Mensch verstehen. Er hat mich total fassungslos angesehen. Er hat dann den Text Frau T. gegeben, die sich mit seinem Schreibstil schon auskannte. Ich musste nie wieder für Herrn N. schreiben. Das Problem mit den vielen Fremdwörtern und Fachausdrücken bestand darin, dass sie meistens auch nicht im Duden standen, so dass oft keiner wusste, wie sie geschrieben wurden. Selbst die WiMis wussten es oft nicht, obwohl sie sie im Text verwendeten. So einen Text, gespickt mit französischen Fachwörtern, sollte ich einmal für Herrn S. schreiben. Auf meine Nachfrage, wie denn das geschrieben würde, sagte er mir, das wisse er auch nicht. Ich sollte das dann nach Gehör schreiben. Das würde dann schon irgendwie stimmen. Doch damit konnte ich mich nicht zufrieden geben. Ich begann also meine Runde und fragte alle Mitarbeiter, die anwesend waren. Doch keiner wusste es. Zuletzt fragte ich unseren Verwaltungsleiter. Da hatte ich ins Schwarze getroffen. Er wusste nicht nur, wie es geschrieben wurde, sondern erklärte mir auch noch den Begriff. Hiermit werde ich den Einblick in eine unvergessliche Zeit in der alten Villa abschließen, auch wenn es noch viel zu erzählen gäbe. Doch das würde den vorgegebenen Rahmen über kleine Geschichten aus der Aufbaukommission sprengen und hätte dann den Umfang eines Buches.

Liebe Frau Lange, Sie schreiben in Ihrem *Hauspostillen*-Text, es habe sich bei Ihrer Zeit in der Aufbaukommission um eine „unvergessliche Zeit“ gehandelt, von der es „noch viel zu erzählen gäbe“. Und Sie ergänzen: „Doch das würde den vorgegebenen Rahmen [...] sprengen und hätte dann den Umfang eines Buches“. Zwar werden wir auch heute keine Gelegenheit haben, gemeinsam ein „ganzes Buch“ zu schreiben, wir würden allerdings dennoch sehr gerne mit Ihnen noch einmal etwas weitergehend über Ihren damaligen Arbeitsalltag sowohl in der Aufbaukommission als auch in der Laborschule sprechen ...

Also: Hier an der Laborschule war der Alltag nichts Alltägliches. Es war immer etwas los und nie einfach nur normaler Büroalltag. Im Gegenteil: Es ist immer viel passiert! Ich habe am 2. Januar 1973 in der Aufbaukommission angefangen zu arbeiten. Die Dienststelle war in einer alten Villa Dornberger Straße 37 untergebracht. Als ich damals in die Villa kam – alles war sehr altmodisch eingerichtet –, wollte ich sofort rückwärts wieder rausgehen. Während meiner bisherigen Berufstätigkeit hatte ich es nur mit sehr aufgeräumten, sauberen Büros zu tun. Doch hier schien in den Büros das heillose Chaos zu herrschen. Überall stapelten sich Bücher und Papiere, standen Kaffee- und Teetassen herum. Die Mitarbeiter schien das allerdings überhaupt nicht zu stören. Wie sie hier den Überblick behielten, war mir ein Rätsel, doch irgendwie schafften sie es.

Die Leute, die man mir vorstellte, waren sehr nett: eben ganz anders als meine Lehrer damals. Wir hatten früher auch einen jungen Lehrer, der war auch sehr nett und großzügig, als Schüler haben wir ihn geliebt. Aber er hat auch eine gewisse Grenze gesetzt: Bis dahin und nicht weiter. Das haben auch alle Schüler akzeptiert, und so kamen wir prima aus. Er war ja trotz allem eine Respektsperson. Als ich dann aber an die Laborschule kam, dachte ich: „Das gibt es nicht.“ Ich konnte mir das gar nicht vorstellen. Zuerst einmal duzten sich alle. Den Verwaltungsleiter konnte ich aber nicht duzen, also bin ich erst mal beim „Sie“ geblieben. Das war schon sehr interessant für mich.

Dann zeigte er mir meinen zukünftigen Arbeitsplatz und wies mich in meine Aufgaben ein. Als Erstes musste ich eine Materialkartei über das Büromaterial anlegen und den Bestand eintragen. Für jeden Büroartikel sollte eine neue Karte mit Materialnummer angelegt werden. Jeder, der sich bei mir Büromaterial holte, musste von nun an unterschreiben, welche Artikel er sich abgeholt hat. Ich hatte zum Beispiel für jeden Bleistift – wir hatten drei verschiedene Sorten – eine Karteikarte anzulegen. Sie können es sich ja vorstellen. Ich hatte dann schnell über 200 Karteikarten – und wir hatten ja noch nicht viel Material, wirklich nur Kleinigkeiten. Für Bleistiftanspitzer, Hefter und Klammerhefter wurde eine so genannte Benutzernachweiskartei, eine BNK angefertigt: Das waren grüne Karteikarten, auf denen jeder Lehrer den Empfang bestätigen musste. Aus der BNK war dann auch genau ersichtlich, welche Kleingeräte jeder einzelne Mitarbeiter erhalten hatte.



Abb. 1: Die ehemalige Villa der Aufbaukommission, fotografiert im Frühjahr 2024. Foto: Christian Timo Zenke; Quelle: Privatarchiv Christian Timo Zenke.

Wenn so ein Teil dann weg war, musste ich das absetzen: in dreifacher Ausfertigung einen roten Absatzantrag stellen. Dieser ging dann an die Universität, von wo sofort nachgefragt wurde: Warum? Wieso? Weshalb? Ich musste das dann erläutern, woraufhin nach langem Zögern irgendwann die Genehmigung kam, so dass ich das wieder aus dem Bestand absetzen konnte. Die Karteikarten mit dem Bestand wurden dann einmal jährlich, zum Jahresanfang, geprüft. Ich musste vorher genau aufnehmen, wie viel Bestand noch da war. Der Verwaltungsleiter prüfte das und schaute die Karteikarten genau durch, ob alles richtig war. Ich durfte keine Karteikarte vernichten, so etwas gab es nicht. Es war alles ziemlich streng geregelt.

Vor allem später, nach Eröffnung der Schule, gab es dann auch einen ständigen Konflikt darüber, wer wie viel Geld für Unterrichtsmaterial ausgeben konnte. Das ging auf Dauer nicht auf, weil alle immer unterschiedlich viel Geld brauchten und die ausgewiesenen Haushaltsmittel nicht überschritten werden durften. Schließlich einigten sich die Lehrer und verteilten das Geld, das für Unterrichtsmaterial vorgesehen war, auf die Fachbereiche. Es gab dann genau das vorgeschriebene Geld – und nicht mehr! Die anderen Mittel aus dem Büromaterialat blieben für die Verwaltung: Davon wurden dann Papier, Umdruckschablonen und anderes Material, das jeder brauchte, bezahlt. Es gab dann immer große Streitereien um das Geld, weil manche nicht damit auskamen. Ich war da ja immer sehr locker, geradezu frech, muss ich sagen, aber anders ging es hier nicht. Die Lehrer fingern dann an, Sachen aus dem Büromaterialat holen zu wollen. Einer zum Beispiel wollte Bindfaden haben: Ich habe ihm dann gesagt, dass das Unterrichtsmaterial ist und dass das von der Fachbereichssekretärin kommen muss. Das ging so nicht. Er fing an zu toben, aber mir war das egal. Wenn kein Material mehr da ist, musst du dir das von jemand anderem holen und fertig. Die Schulleitung hat dazu auch nichts gesagt.

Sie beschreiben ja auch, dass erst nach massiven Protesten Ihrerseits eine Vereinfachung erreicht wurde.

Ja, das war allerdings schon in der Schule. Vorher musste ich für die gesamte Einrichtung der Schule für jedes einzelne Teil, das sich von einem ähnlichen z. B. in der Größe unterschied, eine Karteikarte anlegen. Sogar für die Werkstatt, wo es Unmengen an Werkzeug gibt. Für jeden Bohrer, der sich vom anderen in der Größe und vom Preis unterschied, musste ich eine BNK anlegen. Da habe ich gesagt: „Leute, ihr seid bescheuert!“ Ich hatte dann nachher zwei, drei dicke Ordner mit diesen ganzen Listen, die ja auch noch einmal einzeln abgesetzt werden mussten: von dem Material, was wir eingekauft hatten und was nachgekauft wurde, was davon wiederum abgesetzt wurde und was davon nachgekauft werden musste. Da habe ich dann nicht mehr mitgespielt, weil ich ja sonst nur noch mit dem Bestand der Werkstatt beschäftigt gewesen wäre. Da hatte ich die anderen

Bereiche ja noch nicht gehabt: also die Spiele, die ganzen Puppen und die Sachen, die für die Schüler gekauft wurden. Das hatte ich ja auch noch. Als dann der Landesrechnungshof an der Laborschule war, habe ich das als beste Gelegenheit gesehen. Ich krallte mir also den Zuständigen, zeigte ihm die Arbeit und das ganze Ausmaß der Verwaltungsvorschriften und sagte: „Sagen Sie mal, das ist doch eine reine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme. Ich komme überhaupt nicht weiter und komme auch zu nichts anderem mehr.“ Dann habe ich ihn hinsetzen lassen und darauf bestanden, dass er sich einmal anschaut, wie viel Aufwendung für eine einzige Absetzung und die folgende Ersatzbeschaffung nötig ist. Es gab ja noch keine Computer.

Er sollte sich überlegen, wie viel Arbeit das ist, und dass das ja auch noch eine Schule ist. Nachdem ich das getan hatte, gab er mir dann schließlich Recht – ich hatte die beiden ja auch den ganzen Nachmittag beschäftigt, womit die überhaupt nicht gerechnet hatten ... Im Anschluss kam dann die Verfügung, dass das Verfahren vereinfacht werden sollte, so dass es leichter für mich wurde. Der Landesrechnungshof war ja auch nur einmal da. Einige Jahre später entschied die Uni-Verwaltung, dass der Materialnachweis entfällt und nur noch ein Geräteverzeichnis geführt werden musste.

Bevor wir gleich noch weiter über Ihre Zeit nach Eröffnung der Schule sprechen, würde uns noch kurz interessieren, ob Sie sich erinnern können, wie Sie zu ihrem damaligen Job gekommen sind. Wie, wo und vor allem was hatten Sie bereits zuvor von der Aufbaukommission der Schulprojekte gehört?

Ich hatte vorher gar nichts gehört. Ich hatte mich sehr jung scheiden lassen und hatte meinen beiden kleinen Kinder, für die ich sorgen musste, weshalb ich eine Zeitlang zuhause war und nicht arbeiten konnte. Ich war Kaufmannsgehilfin und hatte natürlich auch im Verkauf und im Büro mitgearbeitet, konnte dann aber nicht weiterarbeiten wegen meiner Kinder und weil das die Kindergartenzeiten nicht zuließen. Also habe ich gedacht, dass ich was tun muss, und habe dann eine Fortbildung beim Arbeitsamt zur Kontoristin gemacht. Das war sehr anstrengend. Da gab es vorher schon einen Test, um zu sehen, ob wir das überhaupt durchhalten. Der Lehrgang war sehr heftig und einige von uns haben den auch nicht geschafft. Von der Laborschule habe ich kurz vor Ende des Lehrgangs in einer Anzeige in der Zeitung gelesen und mich beworben. Als ich 1973 dann angefangen habe, war die Aufbaukommission für die Laborschule ja bereits ein laufender Betrieb: Die meisten hatten 1972 angefangen, obwohl das Projekt schon seit 1970 lief. Die Mitarbeiter in der Aufbaukommission waren alle sehr nett und freundlich, vor allem sehr locker. Es waren einige der revolutionären „68er“ dabei: mit dicker Mähne, sehr leger, die das Ganze nicht so ernst nahmen. Sie wollten die Schule verändern – das war, glaube ich, ihr Hauptmotiv. Die Zusammenarbeit war nicht immer ideal, so gab es in den Sitzungen, die wöchentlich stattfanden,

hitzige Diskussionen über künftige Lehrpläne. Aber sie machten auch viel Blödsinn. Sowieso wurde sich in den Sitzungen viel behakelt: Wir von der Verwaltung waren da ja regelmäßig mit dabei, haben aber nur mit halbem Ohr zugehört – und wenn es interessant wurde, dann auch mal richtig.

Sind Sie dabei auch selbst einmal in Konflikte hineingeraten?

Also ich hatte da nicht so große Probleme: Wenn ich gesagt habe, dass mich etwas stört, war das Thema für mich auch gegessen. Das hatte mit dem Menschlichen an sich nichts zu tun – für mich war das eher eine sachliche Geschichte. Das war wahrscheinlich eher für die Lehrer ein Problem. Das hat mich aber nicht gestört, ich habe da ein dickes Fell entwickelt. Das war dann eben so. Ich war da schon ziemlich starrköpfig. Manchmal kamen mir die Wissenschaftler auch eher wie große Kinder vor. Sie waren sehr mit sich selbst beschäftigt. Am besten lässt sich das am Beispiel der ersten Kinder erklären, die eingeschult wurden: Das waren die Jahrgänge Null, Fünf und Sieben mit jeweils 60 Kindern. Aber in der Stufe Null sollten dann auf einmal nur 20 Kinder eingeschult werden, weil die Lehrer nicht die Zeit hatten oder in der Lage waren, sich mit den Kindern zu beschäftigen.

Mein Sohn war ebenfalls angenommen worden und sollte in die Stufe Null gehen. Zwei Wochen vor Schulbeginn kam dann die Frau Rathert zu mir und fragte mich, ob ich meinen Sohn nicht noch weiter in den Kindergarten schicken könne, weil er nun doch nicht eingeschult werden könne. Ich habe sie dann gefragt, wie sie sich das vorstelle und ob mein Sohn dann den ganzen Tag bei mir im Büro bleiben solle. Sie hätte dann zu meinem Vorgesetzten gehen können, um ihm zu erklären, warum ich nicht arbeiten kann. Die Lehrer hätten mal in einen Kinderhort gehen sollen, was die Erzieher da zu tun haben. Und dann wolle sie mir erzählen, dass sie mit 20 Kindern nicht klarkäme? Da hatte ich natürlich wieder was gesagt! Aber na gut, ich musste mich eben irgendwie durchsetzen, ich musste mich durchbeißen.

Und mein Sohn wurde dann auch mit eingeschult. Die Lehrer hatten nach der Schuleröffnung allerdings keine Zeit für die Kinder und so gab es erst mal keinen Unterricht. Eigentlich hätten sie ja Englisch lernen sollen. Die Schüler freuten sich ja schon auf das Lesen- und Rechnenlernen und Englischlernen. Ich hab meinen Sohn dann also um 8 Uhr mit in die Schule genommen – und eigentlich ging um 9 Uhr die Schule los. Da war dann aber kein Lehrer da, also lief mein Sohn mit dem Hausmeister durch die Gegend. Der hat ihn unter seine Fittiche genommen und mein Sohn marschierte da mit. Er kannte die Schule besser als jeder Lehrer hier. Die Kinder waren ziemlich enttäuscht, dass kein regelmäßiger Unterricht stattfand. Die Werkstatt war aber immer geöffnet, damit hat sich mein Sohn dann auch beschäftigt.

Einmal kam dann seine Lehrerin zu mir und fragte, ob ich wisse, wo mein Sohn sei. Ich sagte: „Weiß ich nicht, wo er ist. Vielleicht in der Werkstatt?“ Dann ging

sie in die Werkstatt, mein Sohn sah das, andere Tür raus, und weg war er. Dann beschwerte die Lehrerin sich bei mir, dass mein Sohn nie da wäre. Darauf sagte ich: „Wissen Sie was, mein Sohn ist um halb 8 hier. Wenn Sie dann auch da sind und den Unterricht anfangen, ist mein Sohn auch da. Der ist ganz enttäuscht, dass er kein Englisch, Rechnen, Schreiben, Lesen lernt. Sie sind ja nie da. Seien Sie mal da, dann ist mein Sohn auch da.“ Da hatte ich ja wieder was gesagt! Schwupp, weg war sie, hat sich nie wieder bei mir beschwert.



Abb. 2: Die Außenanlagen der Laborschule Mitte der 1970er Jahre. Foto: unbekannt; Quelle: Universitätsarchiv Bielefeld, FOS 04812.

Das ist ja ein sehr deutliches Beispiel dafür, dass sich die Ziele, die sich die Aufbaukommission gesetzt hatte, nicht so leicht in die Praxis umsetzen ließen. Ist Ihnen das noch woanders aufgefallen?

In den ersten zwei Jahren ist das sehr deutlich aufgefallen. Die Kinder liefen hier überall herum – ziellos, weil sie ja keinen Unterricht hatten. Die spielten hier. Draußen waren große Wasserpfützen und Styroporplatten. Also nahmen sich die Kinder die Platten und eine Stange und spielten im Wasser. Da war auch kein Lehrer und hat die Kinder reingeholt. Wir haben die kleinen Fünfjährigen gesehen, das muss im November gewesen sein. Es war ziemlich kalt und es gab mehrere große Pfützen vom Regen. Ich habe dann von meinem Fenster aus gesehen, wie sich zwei der Jungs splitterfasernackt auszogen und im Wasser spielten. Die planschten da rum, obwohl es höchstens zwischen 10 und 15 Grad waren. Es kam

wieder kein Lehrer, niemand hat sich drum gekümmert. Die haben nur Glück gehabt, dass die beiden sich nicht erkältet haben und krank geworden sind. Die hat keiner reingeholt.

Und ab wann begann dann der „reguläre“ Unterricht?

Also die Größeren hatten zwischendurch schon einige Stunden – beziehungsweise: es wurde versucht, schon mal Unterricht zu halten, aber einige der Lehrer waren einfach keine Respektspersonen für die Kinder. Die Kinder machten also in den ersten zwei Jahren, was sie wollten. Danach ging es auch nur ganz langsam los und die wenigsten hatten regulären Unterricht. Gerd Rücker zum Beispiel, der Werkstattmeister, der war eine Respektsperson für die Kinder: Der brachte den Kindern das Rechnen bei. Die übrigen Lehrer allerdings waren wohl eher mit sich selbst beschäftigt in dieser Zeit. Die waren zu sehr mit der Ausarbeitung der Curricula beschäftigt, die wollten ja alles anders, besser machen.

Zum Beispiel führte auch kaum einer Aufsicht: Die Lehrer drehten sich um und schauten weg, damit sie nichts sagen mussten. Ob das jetzt an den Überzeugungen der Lehrer lag oder weil es verpönt war, weiß ich nicht. Und das Schlimmste war, dass, wenn Kinder Unsinn machten und wir etwas dazu sagten, die Lehrer zu uns sagten, dass wir ja keine Ahnung von Erziehung hätten und wir uns um unsere Sachen kümmern sollten. Wir haben dann also auch nichts mehr gesagt. Ich fand es schon schlimm, dass die Lehrer uns, den Eltern – es haben ja mehrere hier gearbeitet –, quasi das Erziehungsrecht und die Fähigkeit zur Erziehung ihrer eigenen Kinder absprachen. Aber so einer wie Gerd Büttner, der ziemlich penetrant war, der auch noch gar keine Kinder hatte, konnte eigentlich überhaupt nichts dazu sagen. Nur weil er jetzt Psychologe war, konnte er nicht besser mit den Kindern umgehen.

Sie haben jetzt eher von den ersten zwei Jahren gesprochen. Was änderte sich danach?

So langsam fingen die Kinder dann auch an zu merken, dass sie ja im Grunde nichts gelernt hatten in dieser Zeit – also der 7. Jahrgang zum Beispiel, der dann kurz vor dem Abschluss stand. Es wurde dann teilweise auch schwierig mit den Lehrstellen und sie merkten eben auch, dass sie vieles nicht konnten. Sie haben sich dann von sich aus hingesetzt und haben angefangen zu lernen. Bei den Lehrern hatte sich auch einiges geändert. Die hatten ja zum Teil schon aufgehört und die neuen Lehrer sahen das dann auch nicht mehr so locker. Die haben dann darauf bestanden, dass die Kinder lernten und richtigen Unterricht hatten. Der war dann auch nicht so wie an einer Regelschule, sondern wurde schon interessanter gestaltet. Hentigs Konzept zum Beispiel, dass Mathematik und Sozialwissenschaften integriert wurden und alles ineinander übergang, das fand ich schon sehr gut – nur die Lehrer konnten das dann nicht richtig umsetzen.

Wo Sie Hartmut von Hentig ansprechen: War der in dieser Zeit im Schulalltag sehr präsent?

Ja, der war präsent. Auf jeden Fall deutlich präsenter als in der Aufbaukommissionszeit, während derer er sich sehr wenig hatte sehen lassen. In der Schule selbst übernahm er dann ja auch in einer Gruppe den Lateinunterricht – und machte dort dann auch tatsächlich Unterricht. Bei den anderen Lehrern hingegen war das nicht unbedingt so: Bei Osterloff, der machte Mathematik, ging es auch einigermaßen, wenn er Unterricht hatte. Bei anderen lief es allerdings überhaupt nicht. Bei Christoph Heuser zum Beispiel, der hatte Sozialwissenschaften, liefen die Kinder einfach aus dem Unterricht raus und er hinterher. Wir standen dann oben, die Kinder „ölten“ unten rum, und er kam überhaupt nicht zum Reden.

Wenn Sie diese Atmosphäre und diese Szenen aus den Anfangsjahren der Laborschule beschreiben, bekommt man ja durchaus den Eindruck, dass sich im Laufe der darauffolgenden vierzig Jahre auch im dortigen Unterrichtsalltag einiges geändert hat. Haben Sie – als eine Person, die mehr als vierzig Jahre an der Laborschule gearbeitet hat – einen solchen Wandel ebenfalls wahrgenommen? Und, falls ja: Was könnte diesen Wandel Ihres Erachtens bewirkt haben?

Ich denke, dass dieser Wandel auch dadurch bewirkt wurde, dass viele Lehrer, die in der Aufbaukommission angefangen hatten und zu hohe Erwartungen hatten – an eine total veränderte Schule, an ein Lehrer-Kollegium, das sich trotz verschiedener Vorstellungen einigen konnte, und an Kinder, die immer nur das machten, was die Lehrer von ihnen erwarteten –, sehr bald weggingen und neue von außen kamen. Nach den Schülern der ersten drei Jahrgänge kamen dann ja auch noch weitere Schüler dazu. Als dann die Schule voller war, also etwa 1977, konnte auch ein bisschen Ruhe einkehren und es wurde nicht mehr so viel gestritten. Die Lehrer haben sich dann mehr auf die Schüler besonnen und dadurch wurde die ganze Atmosphäre anders. Meine Kinder waren ja inzwischen beide hier: Meine Tochter wurde in den 5. Jahrgang aufgenommen und mein Sohn kam (nachdem ich ihn zwischenzeitlich auf eine normale Grundschule geschickt hatte) zurück in die 3. Klasse. Da war es schon anders, das merkte man. Meine Tochter kriegte dann ja auch Englisch und mein Sohn fing im Englischunterricht mit Singen und Sprechen an. Das war eigentlich schon sehr gut.

Das Konzept von Hartmut von Hentig fand ich sowieso spitzenmäßig, und dass der Unterricht hier lockerer lief als an anderen Schulen, fand ich auch gut – zum Beispiel, dass die Kinder nicht mehr so mit Formeln zugehöhnt wurden wie wir damals. Der Chemieunterricht etwa lief hier viel lockerer ab als an anderen Schulen. Es wurden Versuche gemacht, hier wurde auch praktisch was eingeübt, sodass die Kinder auch merkten, was sie machten. Im Chemieunterricht bei Elke Schönherr rührten sie dann zum Beispiel Schwarzpulver an und bauten Böller. Damit gingen sie dann raus vor die Schule und ballerten. Das war schon interessant.

Meine Kinder sind dann auch bis zur zehnten Klasse hiergeblieben und mein Sohn hat sein Abitur sogar am Oberstufen-Kolleg gemacht, wo er weiterhin bei Professor Wild Unterricht hatte.

Hat sich während Ihrer Zeit an der Laborschule denn auch Ihre eigene Arbeit bzw. Ihre Herangehensweise an diese geändert?

Ja, schon. Also in der Uni, wo es nur stur zugeht, da wollte ich eigentlich nie sein, weil es hier ja viel interessanter war. Ich hatte viel Freiraum, ich konnte meine Arbeit gestalten und ich habe das auch so durchgesetzt, dass ich gesagt habe: „Ich mache das jetzt so, wie ich am besten mit den Zeiten durchkomme.“ Das beste Beispiel war, als wir Computer in der Verwaltung bekamen. Ich hatte keine blasse Ahnung von Computern, das muss ich ganz ehrlich gestehen. Mein Sohn hat mir dann gesagt, ich solle mich zu Hause mal ein bisschen an den Computer setzen und damit spielen. Dabei habe ich dann erst mal die Hälfte der Programme gelöscht ... Ich bin dann zu einer Fortbildung gegangen, um überhaupt erst mal zu sehen, wie man mit so einem Ding arbeitet. Ich hatte da ja auch lange drauf hingearbeitet und gesagt, dass wir Computer brauchen, weil damit ja auch alles viel schneller und einfacher geht.

Das müsste so Anfang der 1980er gewesen sein, als die ersten Computer in die Schule einzogen. Ich musste ja immer ausrechnen, wenn die vom Fachbereich was einkauften, und da wollte ich am Computer eine Liste machen, die die Preise addiert und dann eine Summe auswirft. Ich wusste ja, dass das geht – ich wusste nur nicht, wie. Also habe ich eine Woche lang selbst rumprobiert und hatte dann am Ende eine Liste für die Preise und eine für die Beschaffungsstelle. Irgendwann hat dann jemand von der Beschaffungsstelle angerufen und gefragt, warum ich denn nicht deren Listen nehme. Also habe ich ihm gesagt, dass ich bei meinen Listen ja schon die Preise drin hab und so immer schon sehen kann, was ich berechnen muss. Ob ich die auch auf Diskette habe und ob ich ihm die rüberschicken kann, fragte der daraufhin. Das habe ich dann auch gemacht. Ich habe im Laufe der Jahre einige Selbstvorschläge gemacht und Initiativen zur Verbesserung der Organisationsstruktur. Ich hatte immer eine Menge Arbeit. Ich hatte ja auch jede Rechnung auf meinem Schreibtisch, die ich dann auch noch nachrechnen musste, und dann musste ich die auch noch auf die Fachbereiche aufteilen und so. Das ging dann mit den Computern natürlich viel einfacher und effektiver.

Inwiefern haben Sie die Schule denn dann auch selbst geprägt und verändert? Was also ist vielleicht Ihre wichtigste „Hinterlassenschaft“ gewesen?

Die wichtigste Hinterlassenschaft war, glaube ich, dass ich immer versucht habe, effektiv zu arbeiten und den Arbeitsaufwand zu komprimieren. Ich habe ja am Schluss die gesamte Haushaltsüberwachung gemacht und am Ende auch noch die Schülerfahrtkosten. Davon hatte ich ja auch keine Ahnung, da musste ich erst mal

eine Übersicht bekommen, welcher Schüler überhaupt eine Fahrkarte bekommt, welcher Schüler einen Eigenanteil zahlen muss und wer nicht. Das war vorher auch in keiner Übersicht festgehalten. Ich habe dann erst mal eine Liste erstellt, was ich für Kriterien brauche, was wann war und wie teuer alles war. Das war ja ein eigener Haushalt. Ich musste dann die Entfernungen berechnen und musste abmessen, ob das hinkam. Dann musste ich schauen, welche Busfahrkarten am preiswertesten waren. Und dann die ganzen Praktikumsschüler, die ja teilweise auch noch Anspruch auf Fahrkarten hatten. Das musste auch alles festgehalten werden und Vordrucke entwickelt werden. Als sich die Laborschule dann von der Universität abkoppelte, musste ich auch noch Angebote einholen. Ich hatte das zwar auch vorher schon gemacht, aber es meist der Uni überlassen, welchen Anbieter sie nimmt. Jetzt musste ich das für alle Beschaffungen der Laborschule, angefangen vom Büromaterial, Unterrichtsmaterial, Einrichtungsgegenständen bis hin zu Computern, einfach alles, machen.

Gibt es denn auch Aufgabenbereiche oder Arbeitsfelder, die Sie gerne noch verändert hätten – bei denen das aber nicht geklappt hat?

Ich habe mir in meinen Aufgabenbereich schon alles so verändert, dass es geklappt hat. Es ging ja auch nicht anders. Allein diese Haushaltsüberwachung von sämtlichen Titeln. Und zu den Titeln kamen dann eben noch die Fachbereiche, das heißt, ich habe die ganzen Verknüpfungen dann nachher im Computer gehabt. Wenn sich da zum Beispiel Ausgaben in einem Fachbereich geändert haben oder dazugekommen waren, ging das gleich weiter bis in den Endhaushalt, so dass ich da auch immer den genauen Betrag für den Gesamthaushalt hatte und wusste, was für Gelder übrig waren. Vorher mussten wir das alles mühsam ausrechnen und ob am Jahresende überhaupt noch Geld da war. Am Jahresende rief mich dann die Bezirksregierung Detmold an und teilte mir mit, dass noch Geld von anderen Dienststellen zur Verfügung stand und ich müsste dafür jetzt noch Material bestellen. Das war dann drei Tage vor Rechnungsschluss! Aber ich hatte ja meine Lieferanten, da ging das Geld raus. Manchmal waren es dann trotz der Sonderzuweisungen nur 1,40 €, die übrig blieben.

Wenn Sie jetzt noch einmal aus einer eher allgemeinen Perspektive auf Ihre vierzig Jahre Arbeit an der Laborschule zurückblicken: Welches waren Ihres Erachtens die für die ganze Institution am stärksten einschneidenden Ereignisse in dieser Zeit?

Das war wohl die Umstellung damals, als Hentig wegging. Das war schon einschneidend. Und als wir vom Wissenschaftsministerium zum Schulministerium nach Detmold rübergingen. Mit Hentigs Weggang wurde versucht, viele Stellen zu streichen und das Ganze zu ändern. Die Lehrer hatten dann eben auch nicht

mehr so viel Zeit für Forschung, sie waren also wirklich Lehrer. Da wurde dann auch versucht, die Stellen und die Besoldung zu beschneiden, die ja für die Lehrer auch immer sehr großzügig war. Ich hatte allerdings wenig Einsicht, ob das gelungen ist – aber ich denke schon, weil die Lehrer sich dann auch mehr auf ihre Schüler konzentrieren konnten, während ein Teil der Lehrer zur Abordnung an die Wissenschaftliche Einrichtung bestellt war. Ich denke, für die Kinder war das insgesamt besser. Die Außenansicht auf die Schule änderte sich dann auch: Sie wurde nicht mehr so negativ beurteilt wie früher einmal und die Kinder gingen ja auch in die Praktika und nahmen mehr mit. Ich denke, für die Schule war das nicht schlecht.